

Gespräch mit Myriam Leroy über ihren Roman *Rote Augen*:



Das Thema Ihres Romans ist, leider, sehr aktuell. Sie zeigen auf beklemmende Weise, wie schnell Frauen, besonders prominente, exponierte Frauen, Opfer von sexistischem Stalking und Cybermobbing werden können. Und das aus eigener Erfahrung.

Genau. Dieser Roman ist auf eine Art ein Synonym dessen, was ich erlebt habe und noch erlebe (denn ich glaube, das wird niemals aufhören). Sobald ich anfing, in der belgischen und französischen Medienlandschaft aufzutauchen, war ich, wie alle »sichtbaren« Journalistinnen, Gegenstand erotischer Besessenheit, aber auch Zielscheibe eines misogynen Hasses, den ich damals, Anfang der 2010er Jahre, nicht als solchen erkannt habe. Ich dachte, und das war auch, was man mir sagte, dass diese Beleidigungen, diese Drohungen, diese unerwünschten sexuellen Avancen eben die »Kehrseite der Medaille« der Bekanntheit wären. Ich habe ungeheuer lange gebraucht, um zu verstehen, dass die Medaille für meine männlichen Kollegen diese Kehrseite nicht hat. Und noch heute bagatellisieren viele Leute die sexistische Dimension des Problems, obwohl solche völlig unverhältnismäßigen Angriffe Frauen abwerten, indem sie sie auf ihre Körperöffnungen reduzieren. Oft wird der Sexismus rundheraus geleugnet.

Sie erzählen die gesamte Geschichte konsequent in indirekter Rede: Man liest die langen Zuschriften des Stalkers quasi komplett im Wortlaut, sorgfältig sind auch die verwendeten Emojis notiert. So spricht die Erzählerin durchaus in der ersten Person, aber nur als Adressatin der zunehmend hasserfüllten Rede, nicht als Handelnde. Es ist, als würde man Zeuge der Anklage, die die Beweismittel für sich sprechen lässt. Haben Sie diese Form gleich gefunden?

Nein, ich habe mir sogar sehr lange die Haare gerauft, um herauszufinden, wie ich diese Geschichte erzählen muss. Ich wollte schon seit Jahren über Misogynie im Internet schreiben, aber ich wollte auf keinen Fall einen »Betroffenheitsbericht« abgeben, kein »Zeugnis«. Ich wollte nicht, dass man mich bedauert, ich wollte nicht mein Leid heraufbeschwören, vor allem deshalb nicht, weil das meine Belästiger noch gefreut hätte. Ich wollte einen literarischen Roman schreiben, ein künstlerisches Projekt, das aber den Leser dennoch eintauchen lässt in die Geschichte. Damit der Leser begreift, was das bedeutet, bloßes Spielzeug im Diskurs der anderen zu sein. Nur noch durch das definiert zu werden, was gehässige Leute, die die Konversation dominieren, über einen sagen. Man hat mir so oft gesagt, das ist doch nicht so schlimm, es ist doch »nur« das Internet. Deshalb wollte ich den Leser als Geisel nehmen und ihm meine Wirklichkeit ganz dicht aufdrücken. Damit er nicht mehr denken kann, das Internet wäre nicht das richtige Leben. Übrigens ist in meinem Buch nie von der Technologie, von Maschinen oder Computern usw. die Rede, und das ist Absicht. Es ist nur die Rede von Hass, von Frauenfeindlichkeit, von der Gleichgültigkeit der Gesellschaft und ihrer Institutionen gegenüber unseren Problemen.

Ohne zu viel verraten zu wollen: Die Erzählerin wehrt sich gegen Ende des Romans und schlägt gegen ihren Verfolger mit dessen eigenen Waffen zurück. Aber als die Sache vor Gericht kommt, ist er es, der gewinnt. Das ist schwer erträglich, vor allem, weil es so realistisch erscheint. Hatten Sie juristische Schwierigkeiten vor oder nach der Veröffentlichung?

Die Figur des Denis ist zum Teil an einen Mann angelehnt, den ich angezeigt habe und gegen den ich im Dezember 2021, nach vier Jahren Prozess, gewonnen habe. Sein Anwalt hat im Gericht Passagen aus meinem Buch vorgelesen, jene

»Ich wollte den Leser als Geisel nehmen.«



© Romain Garcin

Passagen, in denen die Erzählerin sich endlich auflehnt, aufbegehrt, in denen sie sich vorstellt, wie sie sich rächen könnte. Der Anwalt hat dadurch versucht (ohne jemals zu sagen, dass es sich hier um ein fiktionales literarisches Werk handelt, und ohne die zitierten Passagen in ihren Kontext zu stellen), das Gericht davon zu überzeugen, dass in Wahrheit ich die Verfolgerin bin. Das ist eine ganz klassische Umkehrung der Realität und kommt oft vor bei solchen Verfahren. Zum Glück hat die Richterin diese Argumentation nicht übernommen. Sie hat den Mann zu zehn Monaten Gefängnisstrafe auf Bewährung ver-

urteilt, zu einer Geldstrafe und einer psychologischen Maßnahme der Sensibilisierung gegenüber dieser Art von Gewalt. Für seine fünf Jahre andauernde Verfolgung und Belästigung ist das nicht gerade viel, zehn Monate auf Bewährung, wenn man bedenkt, dass ein Diebstahl von Kabeln aus einem Lager mit zwölf Monaten Gefängnis bestraft wird. Aber in Belgien war das damals ein Urteil von noch nie dagewesener Härte für Cybermobbing. Der Mann hat auch Berufung eingelegt und die Sache wird 2024 neu verhandelt.

Sie haben zusammen mit Florence Hainaut 2021 einen Dokumentarfilm für Arte gemacht, für den Sie Frauen getroffen haben, die Opfer von Cybermobbing, aber auch von sehr realen Morddrohungen geworden sind. Was sind für Sie die größten Unterschiede zwischen dem Dokumentarfilm und dem Roman, was die Wirkung angeht?

Buch und Dokumentarfilm ergänzen einander: Der Roman zeigt, welche Wirkung sexistische Hassrede auf die Personen hat, auf die sie abzielt. Der Film zeigt ihre Wirkung auf die Demokratie. Der Vorteil des Dokumentarfilms gegenüber dem Buch ist, dass er zur Prime Time in mehreren Ländern ausgestrahlt wurde, dass er im Internet zu sehen war, dass ihn Zehntausende, wenn nicht Millionen Menschen gesehen haben. Der Vorteil des Buches ist, dass ich es nicht auf ein familientaugliches Prime-Time-Format bringen musste, dass ich hier ganz genau das erzählen konnte, was ich sagen wollte, ohne mich jemals zu zensieren. Es ist viel radikaler. Aber es gibt für beide Herangehensweisen Platz.

Die Fragen stellte Katharina Picandet.